

(2014) Das bürgerliche Familienideal, die Rolle der erwerbstätigen Mutter und die Autonomie des Einzelnen. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis. Jg 37, H. 1, S. 18 – 29.

Corinna Onnen

Das bürgerliche Familienideal, die Rolle der erwerbstätigen Mutter und die Autonomie des Einzelnen

Die Modernisierung der Gesellschaft ist mit Beginn der französischen Revolution und einsetzender Industrialisierung immer weiter vorangeschritten. Strukturelle sowie kulturelle Veränderungen haben dabei das Individuum hervorgebracht und beeinflussen seither die Persönlichkeit der Menschen ebenso wie deren Bindungen und Beziehungen untereinander: wir gehen heute mit komplexen sozialen Netzwerken um, die sich im Lebenslauf ständig verändern und wieder neuen Gegebenheiten anpassen (müssen). Durkheims Feststellung (1893/1999), dass Bindungen in modernen Gesellschaften leichter eingegangen und schneller wieder gelöst werden, lässt sich heute ebenso bestätigen wie Luhmanns (1987, S. 98) Befund der Notwendigkeit einer „Reduktion von Komplexität“ des oder der Einzelnen, um die Anforderungen des modernen Lebens bewältigen zu können.

Das moderne Individuum bewegt sich in nahezu hermetisch voneinander abgeriegelten Hemisphären; das sind die beiden Bereiche, die heutzutage besondere Anforderungen stellen und ihm besondere Anpassungsleistungen abverlangen: der private bzw. Familienbereich und der Erwerbsbereich. In den letzten Jahren wurde der Übergang der beiden Bereiche immer durchlässiger und weniger stark voneinander abgeriegelt – moderne Arbeitsformen wie Home Office Arbeitsplätze, gleitende Arbeitszeiten, kapazitätsorientierte variable Arbeitszeiten u.v.m., aber auch nahezu unbeschränkte Mobilitätsanforderungen an den Arbeitnehmer und die Arbeitnehmerin führten dazu, dass die Arbeitswelt immer stärker in die Familienwelt hineinwächst. Diese *Entgrenzung* geht in eine Richtung von der Arbeits'welt' in die Familien'welt' und nicht umgekehrt, die *Hegemonie der Arbeits'welt'* scheint evident. Demzufolge hat sich der Übergang von der Familie zum Arbeitsbereich als eine Schnittstelle herausgestellt, die für Männer und Frauen unterschiedliche Konsequenzen herausbildet.

Ziel der folgenden Ausführungen ist es daher, den Blick auf diese Schnittstelle zu legen, um die interdependenten Wirkungen und Probleme zwischen Karriereverlaufsprozessen und der zeitlichen Verortung der Familiengründungsphase zu analysieren. So wird zunächst aufgezeigt, dass nach wie vor einerseits traditionelle Familienorientierungen eine Hürde für Frauen und Männer im Erwerbsleben darstellen, die sie geschlechtsspezifisch unterschiedlich meistern (müssen). Der Phase der Familiengründung kommt eine besondere Bedeutung zu, deren Analyse hier vor dem Hintergrund des tradierten Mutterideals in (West-)Deutschland erfolgt. Anhand verschiedener theoretischer Erklärungsmodelle kann belegt werden, dass dieses Ideal immer noch stark handlungsleitend für eine unterschiedliche Erwerbstätigkeit ebenso wie für geschlechtsspezifisch differierende Karriereambitionen ist. Anschließend werden der Einfluss des Arbeitsmarktes und die unterschiedlichen gesellschaftlichen Wertungen zusätzlich zur dichotomen Konstruktion von Arbeits- und Familien'welt' als zentrales Problem für die sich geschlechtsspezifisch höchst unterschiedlich herausbildenden Konsequenzen zusammengeführt.

Das bürgerliche Familienideal

Überall werden wir mit Idealen konfrontiert, die unser Handeln beeinflussen – so auch sehr stark bei der Familiengründung. Trivalliteratur, Filme und Medien transportieren ein Bild von Familien, Frauen- und Mutterrollen, welches nur in Teilen der Realität entspricht. Dieses Mutterrollenbild fußt größtenteils auf dem bürgerlichen Familienideal der für die häusliche Erziehung zuständigen und sich für ihre Familie aufopfernden leiblichen Mutter und deren Zuneigung zum außerhäuslich erwerbstätigen Vater, beide sind selbstverständlich miteinander verheiratet. Diese klare Zuständigkeit der Mutter für Kinder birgt auf der anderen Seite für die modernen Frauen Interessenkollisionen, denn z.B. eine eigenständige Persönlichkeitsentwicklung der Frauen, die sich auch in einer beruflichen Karriere ausdrückt, ist vor dem Hintergrund solcher Ideale nicht möglich (Onnen 2013). Für moderne Eltern gilt heutzutage stärker als noch vor 50 Jahren, ihren Kindern die bestmögliche Erziehung zukommen zu lassen. Dazu gehört eine gute Schulbildung, eine perfekte Gesundheitsversorgung und ein gutes Wohlbefinden der Kinder – die Hauptlast dieser Verantwortung tragen die Mütter. Hinzu kommen die Veränderungen in der Arbeits- und Berufswelt sowie das kulturelle und das Freizeitinteresse, was sich dahingehend verlagert hat, dass den Anforderungen im erzieherischen Bereich nicht in dem Maße, wie nötig wäre, Rechnung getragen werden kann. Erwerbstätige Mütter können diesen Anforderungen kaum nachkommen und leben in einem ständigen Rollenkonflikt (Onnen 2012). Die hohen Ansprüche an die individuelle und optimale Förderung der Kinder können durch die Mütter allein nicht ausreichend befriedigt werden. Obwohl auch vermehrt Männer nach und nach familienorientierter werden, halten sich die etablierten Rollenvorstellungen starr im gesellschaftlichen Umfeld und immer mehr Frauen streben – trotz schwieriger Rahmenbedingungen – auf den Arbeitsmarkt. Sie erwarten ebenso wie Männer eine qualifizierte Berufstätigkeit, so dass ein Dilemma entsteht, welches schwierig zu lösen ist, insbesondere, wenn eine Partnerschaft eingegangen wird.

Im Folgenden wird zunächst ein Blick in die Geschichte zeigen, wie das Bild der Mutter in unserer Sozialisation verankert werden konnte.

Das Bild der Mutter im historischen Überblick

Über viele Jahrhunderte galt es als alleinige Bestimmung der Frau, Mutter zu werden (Mitterauer 1979, S.21; im Folgenden ausführlicher Onnen-Isemann 2000, S.19). Selbst die Vertreterinnen der Ersten Frauenbewegung hielten noch daran fest: Im Mittelpunkt der Erziehung stand noch bei Helene Lange, Gertrud Bäumer und anderen führenden Frauen der Ersten Bürgerlichen Frauenbewegung ganz eindeutig die zukünftige Mutter. Sie und viele Vertreterinnen der Bürgerlichen Frauenbewegung versuchten, kinderlosen und unverheirateten Frauen den Weg zur „geistigen Mutterschaft“ zu ebneten, d. h. Möglichkeiten für eine Erwerbstätigkeit zu schaffen, und zwar im Hinblick auf solche Berufe, für die „mütterliche Eigenschaften“ notwendig waren: der Beruf der Lehrerin, der Sozialarbeiterin, der Kindergärtnerin usw. Nur über die (geistige oder biologische) Mutterschaft konnten Frauen Anerkennung erlangen (Nave-Herz 1997). Ideelle und materielle Rahmenbedingungen und insbesondere die Neue Frauenbewegung der 1970er Jahre mit ihrer Proklamierung eines neuen Frauenbildes hat zu einer Veränderung in den Einstellungen zu Rollenvorstellungen von Frauen geführt; auch die Verbreitung von

Kontrazeptiva und ihr höherer Grad an Zuverlässigkeit in der Empfängnisverhütung hat die Entscheidungsmöglichkeit für Frauen für oder gegen eine Familiengründung bewusster werden lassen. Dennoch zeigten Studien seit den 1980er Jahren (Nave-Herz 2002), dass Paare, die eine Heirat anstreben, meistens damit auch heute noch eine Familiengründung verbinden. Doch an der Frage, wann der „richtige“ Zeitpunkt für die Familiengründung ist, scheiden sich die Lebensläufe der beiden Partner: Die Geburt des ersten Kindes verzögert sich immer weiter in ein höheres Lebensalter und der formale Bildungsgrad spielt ebenfalls eine entscheidende Rolle. 2011 waren Frauen bei der Geburt ihres ersten Kindes in Westdeutschland durchschnittlich 30,2 Jahre alt, in Ostdeutschland 29,9 Jahre (Pötzsch 2012, S.10). Korreliert man den Übergang zur Erstelternschaft mit dem Bildungsstand, ergibt sich ein einfach erscheinendes Bild: je niedriger die Bildung der Frauen ist, desto häufiger haben sie mehr als zwei Kinder. Vice versa gilt: je höher der Bildungsstand der Frauen, desto weniger und später gebären sie Kinder, und desto mehr von ihnen bleiben lebenslang kinderlos – von den zwischen 1956 und 1966 geborenen Frauen sind es bereits 23% (Pötzsch 2012, S.28 ff.). In Ostdeutschland ist Kinderlosigkeit weniger verbreitet und nimmt bei steigendem Bildungsgrad der Frau nicht zu.

Familiengründung heute

Auf der makrostrukturellen Ebene werden im Wesentlichen drei theoretische Ebenen zur Erklärung der Gründe hierfür diskutiert: (1) Im Rahmen der ökonomischen Theorie der Fertilität führt Leibenstein (1974) den Wandel des Geburtenverhaltens u.a. zurück auf den Wandel der Frauenrolle, ihre gestiegene Bildungsaspiration, -partizipation und den generellen Anstieg der Rechte von Frauen, ferner auf die Veränderungen im landwirtschaftlichen Arbeitssektor, und hier hauptsächlich wegen des Rückzugs der Teilnahme von Frauen und den dadurch bedingten konsequenten Bedeutungswandel von Kindern. Aber auch der Anstieg der generellen Verpflichtung zur Bildung für alle Bevölkerungsschichten bei gleichzeitiger Verurteilung des Einsatzes von Kinderarbeit, die Entwicklung von Alters- und anderen Sicherungssystemen außerhalb der Familie, sowie die Urbanisierung mit ihrem säkularisierenden Einfluss und einer Abnahme der Religiosität, die von einer hohen Kinderzahl pro Familie ausgehen, sind seiner Meinung nach erklärende Determinanten (Leibenstein 1974, S. 459). (2) Die Theorie der „new home-economics“ dagegen versucht den Geburtenrückgang in den Wohlstandsgesellschaften mit den gestiegenen „opportunity costs“ von Kindern im Zusammenhang mit der gestiegenen weiblichen Erwerbsbeteiligung zu klären (Becker 1960). (3) Schließlich ist die Wert-Erwartungs-Theorie zu nennen, die am Beispiel der Value-of-Children-Forschung ihre Einsatzmöglichkeiten für familiensoziologische Fragestellungen gezeigt hat. Die Anzahl der Kinder wird in diesem theoretischen Zusammenhang mit einigen fundamentalen Veränderungen im Modernisierungsprozess in Verbindung gebracht (Nauck 1989, S.53), wie z. B. der Industrialisierung, die einhergeht mit der Entwicklung eines modernen Staates, ferner der Ausbau wohlfahrtsstaatlicher Institutionen und sozialer Sicherungssysteme, und schließlich die Verbesserungen des Bildungssystems und die Urbanisierung. Somit haben sich grundlegend die Rolle und Funktion von Kindern verändert: anstelle ökonomischer Gründe treten psychologische Motive in den Vordergrund (Mühling et al. 2006, S.48 ff.), „intrinsische Werte“ werden der Elternschaft, Familie und Kindern beigemessen (Birg /Koch 1987, S. 58), die eine „verantwortete Elternschaft“ wahrnehmen (Kaufmann 1988). Diese veränderten Wertvorstellungen im Zusammenhang mit normativen Orientierungen und kulturellen Variablen, die einerseits die Bedeutung individueller Ziele betonen und

andererseits zumindest Kinder als unbedingtes Lebensziel an sich unwichtiger machen, tragen einerseits zu einem Rückgang von Familien mit hoher Kinderzahl und andererseits zum Anstieg der Einkindfamilien bzw. der kinderlosen Paare bei (vgl. zusammenfassend Hill/Kopp 2012). Diese Überlegungen tragen der Tatsache Rechnung,

„... daß Kinder keine Konsumgüter sind und Individuen auch aus anderen als rein ökonomischen Erwägungen handeln. In die Rechnung, die das Individuum aufmacht, gehen daher ... alle die potentiellen ökonomischen und psychologischen Gewinne ein, die einem entgehen, wenn man sich für die Anschaffung eines Kindes entscheidet, zum Beispiel das, was einer Frau an ökonomischen und psychologischem Nutzen entgeht, wenn sie zugunsten der Kinderbetreuung ihre Erwerbstätigkeit aufgibt“ (Schütze 1992, S. 171 f.).

Als ein möglicher Verursacher hierfür kann der sog. „Bildungseffekt“ bzw. „Institutioneneffekt“ herangezogen werden, der eine Beteiligung im Bildungssystem und damit antizipierte bessere Erwerbschancen für Männer und Frauen mit unterschiedlichen Effekten auf die Entscheidung zur Elternschaft beschreibt. Während bei Männern ein positiver Zusammenhang zwischen höherer Bildung, höherem Einkommen und höherer Kinderzahl vermutet wird, ist bei Frauen eher mit einem negativen Effekt einer höheren Bildung auf die ‚Eintrittsrates in die Mutterschaft‘ – u.a. aufgrund der gestiegenen Opportunitätskosten – zu rechnen (stellvertretend für weitere Klein/Lauterbach 1994).

Männer und Frauen schieben während ihrer Ausbildung einen Kinderwunsch auf, insbesondere wenn die Frauen Karriereambitionen haben – ein Tatbestand, auf den bereits Popenoe in den dreißiger Jahren hinwies (1936, S. 470), und höher gebildete Frauen haben außerdem auch nach dem Ende ihrer Ausbildung eine geringere Neigung zur Familienbildung, wie bereits empirische Belege vor mehr als 20 Jahren konstatierten (z.B. Brüderl/Klein 1991). Jüngst wird vermehrt der Blick auch auf die jungen Männer gerichtet, die kaum familiäre Verantwortung übernehmen wollen (Allmendinger et al. 2013).

Einfluss des Arbeitsmarktes auf die Familiengründung

Die Bildungsexpansion in den 1960-er Jahren und die damit verbundene Bildungsaspiration von Frauen ist also als Verursacherin dafür zu sehen, dass dem Arbeitsmarkt heute so viele qualifizierte Frauen zur Verfügung wie niemals zuvor. Die Arbeitsmarktstrukturen sind jedoch relativ starr geblieben und tragen den wachsenden Anforderungen, die diese veränderte Sozialstruktur der Erwerbstätigen abverlangt, nur unzureichend Rechnung. Unflexible Arbeitszeiten, fehlende innerbetriebliche Kinderbetreuungseinrichtungen, Forderung nach nahezu unbeschränkter Mobilität des einzelnen Arbeitnehmers bzw. der Arbeitnehmerin u.v.m. führen dazu, dass sich immer mehr Frauen gegen eine Familiengründung entscheiden bzw. diese oftmals so lange hinauszögern, bis sie aufgrund der biologischen Schranken nicht mehr möglich wird. Lange Ausbildungszeiten und individuelle zu lösende Karriereplanungen in Verbindung mit traditionellen Familienrollenvorstellungen scheinen offenbar ein sicherer Indikator dafür zu sein, dass auf eine Familiengründung verzichtet wird. Zu dieser Vorstellung gehört, dass Väter sich nach wie vor um die finanzielle Absicherung der Familie kümmern und Mütter hauptsächlich um die Familie.

Familie als ‚Behinderung‘ für die Arbeitswelt hat Beck 1986 treffend beschrieben:

„Das fängt schon bei der im Grunde genommen noch konventionellen beruflichen Mobilitätsentscheidung an. Einerseits erfordert der Arbeitsmarkt Mobilität unter Absehung von den persönlichen Umständen. Ehe und Familie erfordern das Gegenteil. In dem zu Ende gedachten Marktmodell der Moderne wird die familien- und ehelose (Hervorh. i.O.) Gesellschaft unterstellt. Jeder muss selbständig, frei für die Erfordernisse des Marktes sein, um seine ökonomische Existenz zu sichern. Das Marktsubjekt ist in letzter Konsequenz das alleinstehende, nicht partnerschafts-, ehe- oder familien'behinderte' Individuum. Entsprechend ist die durchgesetzte Marktgesellschaft auch eine kinderlose (Hervorh. i.O.) Gesellschaft – es sei denn, die Kinder wachsen bei mobilen, alleinerziehenden Vätern und Müttern auf. Dieser Widerspruch zwischen den Erfordernissen der Partnerschaft und den Erfordernissen des Arbeitsmarktes konnte so lange verborgen bleiben, wie feststand, daß Ehe für die Frau Berufsverzicht, Familienzuständigkeit und „Mitmobilität“ unter den beruflichen Sternen des Ehemannes bedeutet. Er bricht dort auf, wo beide (Hervorh. i.O.) Ehepartner frei für lohnarbeitsabhängige Existenzsicherung sein müssen oder wollen. ...“ (Beck 1986, S.191)

Die Arbeits'welt' hat immer noch große Schwierigkeiten, die Familien'welt' zu integrieren. Hier liegt ein großes Dilemma, das ihre Ursachen auch in der Globalisierung hat, deren Auswirkungen schon Marx und Engels (1848, S.18) als „Gespenst des Kapitalismus“ in ihrer Kapitalismuskritik Mitte des 19. Jahrhunderts beschrieben: das Bedürfnis des kapitalistischen Großbürgertums – der Bourgeoisie – „nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte“ und das damit verbundene Jagen „über die ganze Erdkugel“. Heute stellen wir eine alle Bereiche durchdringende Ökonomisierung des Lebens fest; sie bezieht sich auf alle Bereiche und Dimensionen des Lebens von Individuen, Gruppen, Organisationen und eben auch Familien und geht unmittelbar mit einer starken Zweckrationalisierung einher. Das moderne Credo ist „alles muss sich rechnen“ und das Individuum soll sich seinen eigenen Weg durch die verschiedenen Anforderungen selbst bahnen. Diese beiden Seiten einer Medaille werden zurzeit allorts simpel unter dem Schlagwort „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ formuliert. Irritierenderweise wird diese Thematik meistens als von Frauen zu lösendes Problem betrachtet. Orte, an denen bzw. Zeiten, zu denen moderne Menschen ihrer Arbeit nachgehen, haben sich in den letzten beiden Jahrhunderten kontinuierlich verändert, auch die Tätigkeiten an sich stellen neue Anforderungen an die Erwerbstätigen. Die Anforderungen sind so stark entformalisiert, dass sie keinen klaren strukturierten Rahmen mehr bieten: neue selbstorganisierte Arbeitsformen und flexibilisierte Beschäftigungsverhältnisse sowie eine normative Subjektivierung von Arbeitsverhältnissen bewirken, dass die Erwerbsarbeit für viele Tätigkeitsbereiche (insbesondere die, bei denen eine selbstständige Arbeitsorganisation gefordert wird) einen überdurchschnittlich hohen Anteil an ihrem Leben einnimmt und sich damit oft immer weiter ins Privatleben hineinschiebt. Verbunden ist dies i.d.R. mit einer Beschleunigung der Arbeit: Es gibt kaum noch eine Tätigkeit, die ohne Zeitdruck ausgeführt werden kann. Verantwortlich dafür sind insbesondere die Entwicklung von Technologien und dadurch bedingte Organisationsstrukturen, die häufig einen 24-Stunden-Betrieb erfordern. Auf der anderen Seite ermöglicht zum Beispiel die moderne Computertechnik auch neue Formen der Heimarbeit. Doch dann ragt die Arbeit – wie traditionell in der Landwirtschaft – nicht mehr nur zeitlich, sondern auch räumlich in den privaten Lebensraum hinein; das Balancieren dieser beiden Bereiche wird den Individuen überlassen. Oftmals unflexible Arbeitszeiten, fehlende innerbetriebliche Kinderbetreuungseinrichtungen, Forderung nach nahezu unbeschränkter Mobilität des Einzelnen u.v.m. führen zu unterschiedlichen Verarbeitungsstrategien von Männern und Frauen im Lebenslauf. Das Alltagsleben hat sich im Gegensatz zum

Berufsleben hingegen immer stärker strukturiert. So bedingt die räumliche Trennung von Erwerbstätigkeit und Nichterwerbstätigkeit eine Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen, die eine Zuschreibung an Frauen für innerhäusliche Belange (aufgrund der biologischen Disposition) und eine Zuschreibung an Männer für außerhäusliche Belange (aufgrund der fehlenden biologischen Disposition zu gebären) für viele als einzige Lösung anbietet. Diese Struktur begründet dann schließlich kontinuierliche Normalarbeitsverhältnisse für Männer und diskontinuierliche ungeschützte Arbeitsverhältnisse für Frauen. Die gesellschaftliche Definition der Rollen von Frauen und Männern und ihre strikte Trennung voneinander haben dazu geführt, dass Männer meistens „Normalarbeitsverhältnisse“ (inkl. oftmals mit einer Verfügbarkeit rund um die Uhr) innehaben und daraus einen ökonomischen Vorsprung gegenüber Frauen entwickeln konnten. Hieraus definierte sich dann insbesondere im Kontext der Industrialisierung im 17. und 18. Jahrhundert die bürgerliche, patriarchalische Vorstellung von ‚Männlichkeit‘ durch die Schaffung geschlechtsbezogener Arbeit (vgl. Connell 2006, S.208) Zum ‚Mann-Sein‘ gehörten ökonomische Unabhängigkeit und die Verpflichtung der Absicherung der eigenen Familie – hingegen gehörte zum Ideal des ‚Frau-Seins‘ weniger die eigenständige ökonomische Absicherung oder gar der Wunsch nach einem ‚Normalarbeitsverhältnis‘.

Während sich also die männlich strukturierte Arbeitswelt erst langsam zu verändern beginnt, haben die weiblichen Lebensfelder in den letzten Jahrzehnten eine große Diversifizierung erlebt. Empirische soziologische Studien zeigen, dass sich die ideale Biographie für junge Frauen von der junger Männer elementar unterscheidet und als Gefüge aus unterschiedlichen Ansprüchen gesehen werden muss: einerseits wollen sie in einer ‚glücklichen Familie‘ leben und gleichzeitig in einem qualifizierten Beruf arbeiten. Dieses stellt heute ein offizielles Ideal dar, wie uns die politischen wie auch betrieblichen Kampagnen zur ‚Vereinbarkeit von Beruf und Familie‘ und zum Beispiel die Jugendstudien (Allmendiger/Harbrücker 2013) zeigen. Aber eine Familiengründung beinhaltet auch heute noch ein unterschiedlich hohes berufliches und familiales Risiko für Männer und Frauen, denn die Frage nach der Vereinbarkeit ist noch stärker mit dem weiblichen als dem männlichen Lebenslauf gekoppelt.

Für Frauen bedeutet eine Familie zu haben meistens, dass sie ihre Berufstätigkeit sequentiell einrichten: In jungen Jahren sind sie berufstätig, in mittleren leben sie in der Familie und sind oft nur in Teilzeit erwerbstätig. Ab 50 Jahren arbeiten sie nach der Familienphase wieder ganztags im Beruf. Die Geburt eines Kindes sorgt dafür, dass Frauen den Arbeitsplatz für die Kindererziehung verlassen und nach längerer Zeit des Fernbleibens – wenn überhaupt – auf Teilzeitstellen zurückkehren. Dieses lässt sich weiter differenzieren: 44 % aller Mütter mit Kindern unter drei Jahren waren im Jahr 2011 nicht erwerbstätig, Mütter von Kindergartenkindern im Alter von 3 bis 5 Jahren waren zu 24 % nicht erwerbstätig, Mütter von Grundschulkindern im Alter zwischen 6 und 9 Jahren nur noch zu 19 % und Mütter von Kindern zwischen 10 und 16 Jahren nur noch 16 % (Destatis 2013). Es gilt die einfache Formel: „Je jünger die Kinder im Haushalt, desto seltener gehen Mütter einer Beschäftigung nach, auf die Erwerbsbeteiligung von Vätern hat das Alter ihrer Kinder dagegen fast keinen Einfluss“ (Dressel/Cornelißen/Wolf 2005, S. 293) Väter hingegen sind zu 95 % weiter ungebrochen erwerbstätig. Die Konsequenz ist, dass 74 % der Ehepaare mit Kind unter 15 Jahren das Modell des Vollzeit erwerbstätigen Vaters und der Teilzeit erwerbstätigen Mutter leben – bei nicht-ehelichen Eltern sind das 52 %. Hingegen sind nur 21 % der verheirateten Paare beide Vollzeit erwerbstätig und doppelt so viele (41%) der nicht-ehelichen Paare (Krack-Roberg et al. 2011, S.37). Dass sich dadurch für Frauen

Karrierewege verschließen, erklärt sich von selbst. Auch hinsichtlich der Rollenstrukturen sind Arbeits- und Familienwelt inkompatibel. Zwar haben sich die traditionellen Rollenklischees zwischen Männern und Frauen erheblich gelockert; die entscheidende „Sorgearbeit“ in der Familie leisten aber auch heute noch meistens die Frauen. Wie die Forschung an Doppelverdienerpaaren zeigt, kommen durch die Geburt eines Kindes fast immer traditionelle Rollenklischees von Mann und Frau mit den entsprechenden Handlungsmustern auf (Solga/Wimbauer 2005; Steger-Mauerhofer 2007). Das bedeutet vor allem, dass sich Frauen immer noch nicht nur mental, sondern auch mit ihrem gesamten Zeitbudget viel stärker als die Männer auf das Familienleben einstellen.

Wer in der Familie und im Haushalt wofür zuständig ist, unterliegt einem Aushandlungsprozess der Familienmitglieder, der geschlechtsspezifisch determiniert ist (zum Überblick Grunow 2013). Die wissenschaftlichen Analysen bestätigen die Allbus-Daten – hier lässt sich ablesen, dass verschiedene Faktoren einen Einfluss auf die geschlechtsspezifische Aufgabenzuschreibung nehmen: hier sind besonders hervorzuheben das Lebensalter, das Bildungsniveau und der Familienstand. Egalitärer gegenüber der Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen eingestellt sind demnach jüngere Menschen (das ändert sich mit zunehmendem Lebensalter und der Übernahme von Familienverpflichtungen („Traditionalisierungsfalle“)). Dies ist bei Frauen, verheirateten berufstätigen Frauen gegenüber nicht verheirateten berufstätigen Frauen, Menschen mit höherer Bildung sowie Menschen, die eine ähnliche Einstellung zur Stellung der Frauenerwerbstätigkeit haben, anzutreffen. Ferner gibt es große Ost-West Unterschiede in Deutschland, nach denen die Ostdeutschen aufgrund ihrer unterschiedlichen Sozialisation immer noch egalitärer eingestellt sind als Westdeutsche (Blohm/Walter 2011, S.393 f.). Zwar ändern sich langsam die tradierten Vorstellungen zur Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen, jedoch schnappt die „Traditionalisierungsfalle“ spätestens bei der Familiengründung zu (Tölke/Wirth 2013).

Cornelißen et al. haben mit repräsentativen Daten der AID:A Studie des DJI aus dem Jahr 2009 konstatiert, dass das so genannte „Timing“ der Elternschaft stark mit der sozialen (Lebens-)Situation korreliert, diese wird wiederum bedingt durch klassische Faktoren der Sozialstruktur: der Bildung, dem Einkommen, der beruflichen Ziele und der Paarbeziehung (2013, S. 2 f.). Sie stellten frühe und späte Mütter bzw. Väter einander gegenüber. In dieser Studie galten als junge Mütter diejenigen, die bei der Geburt des ersten Kindes unter 25 Jahre alt waren und als späte Mütter die, die 32 und älter waren. Junge Väter bekamen bis zum 29. Lebensjahr ihr erstes Kind und späte Väter nach dem 35. Lebensjahr. Grundsätzlich zeigte die Studie, dass Väter bei der Familiengründung im Beruf etablierter waren als Mütter. Die interessantesten Unterschiede zeigen sich jedoch beim Vergleich junger und später Mütter: Im Vergleich zu späten Müttern haben junge Mütter häufiger einen Haupt- oder Realschulabschluss, verfügen seltener über eigenes Einkommen, das – wenn sie es haben – geringer ist und sind zu 60 % nicht erwerbstätig. Darüber hinaus sind 38 % der frühen Mütter bis zur Einschulung ihres Kindes nicht verheiratet und haben instabilere Paarbeziehungen. Dementsprechend haben spätere Mütter höhere Bildungsabschlüsse, häufiger eigenes Einkommen und leben in einer stabileren Beziehung mit dem Kindsvater (Cornelißen et al. 2013, S.3). Es gilt also der einfache Zusammenhang: Je höher die Bildung, desto später gründen Frauen eine Familie und desto höher ist ihr Anteil an den kinderlosen Frauen. Im Jahr 2008 lag allein der Anteil von 40-49jährigen Frauen ohne Kinder bei 19 %. Nach Bildungsstand differenziert hatten Frauen mit niedriger Bildung zu 15 % kein Kind, mit

mittlerem Bildungsstand zu 18 % und mit höherem Bildungsstand zu 25% kein Kind (Pöttsch 2012, S.33).

Frauen entscheiden sich für Kinder, wenn sie das Gefühl haben, auf wenig zu verzichten, also ihre Lebensplanung nicht allzu stark einschränken zu müssen – so bemerkte Huinink bereits 1995 – hierzu gehören ökonomische Einbußen ebenso wie der Verzicht auf Freizeit und Erholung und die Annahme, eine für sie optimale Vereinbarkeit von Familien und Beruf ermöglichen zu können. Obwohl sich heutzutage viele Menschen durch die Arbeitsstrukturen überfordert fühlen, bleibt die Balance zwischen Beruf und Familie für die meisten Frauen unbefriedigend. Empirische Studien zeigen drei unterschiedliche Strategien im Umgang mit diesem Umstand:

- Insbesondere für hoch qualifizierte Frauen entwickelt das berufliche Fortkommen zunächst eine stärkere Attraktivität, so dass sie eine Familiengründung aufschieben, oftmals so lange, bis sie aufgrund der biologischen Schranken nicht mehr möglich wird.
- Die anderen, meistens die Älteren und Etablierten, folgen vielfach traditionellen Rollenbildern und leben in klar getrennten Welten, die für Männer oft einhergeht mit eindeutiger Priorisierung des Berufs- und für Frauen mit Priorisierung des Familienlebens.
- Die dritte und größte Gruppe ist durch Beruf und Familie doppelt belastet. Das führt dazu, dass die Schnittstelle zwischen diesen beiden Lebensbereichen möglichst perfekt zu planen und zu managen ist (vgl. hierzu z.B. Hochschild 2006).

Familiengründung beruht also nicht nur auf der individuellen Entscheidung der Partner, sondern ist das Resultat verschiedener sich gegenseitig bedingender gesellschaftlicher Faktoren.

Fazit

Dem Arbeitsmarkt stehen heute so viele qualifizierte Frauen zur Verfügung wie niemals zuvor. Die Arbeitsmarktstrukturen sind jedoch relativ starr geblieben und tragen den wachsenden Anforderungen, die diese veränderte Sozialstruktur der Arbeitnehmerschaft abverlangt, nur unzureichend Rechnung. Unflexible Arbeitszeiten, andauernd fehlende (innerbetriebliche) Kinderbetreuungseinrichtungen, Forderung nach nahezu unbeschränkter Mobilität des einzelnen Arbeitnehmers bzw. der Arbeitnehmerin u.v.m. führen dazu, dass sich immer mehr qualifizierte Frauen gegen eine Familiengründung entscheiden bzw. diese oftmals so lange hinauszögern, bis sie aufgrund der biologischen Schranken nicht mehr möglich wird. Lange Ausbildungszeiten und individuell zu lösende Karriereplanungen in Verbindung mit traditionellen Familienrollenvorstellungen bedeuten für viele qualifizierte Frauen den Verzicht auf Familie (z.B. Onnen-Isemann 2005, S.141).

Auf der strukturellen Ebene wäre daher dringend ein Umdenken im Hinblick auf die Organisation des Erwerbslebens geboten. Die Erwerbsarbeit und das sie umgebende System haben sich nämlich von ihrem Anspruch her kaum verändert. Das moderne am männlichen Lebensverlauf orientierte Arbeitsleben erfordert flexible, mobile und unabhängige Arbeitskräfte; verantwortlich hierfür sind auch ökonomische Zwänge durch im globalen Wettbewerb stehende Firmen – und das lässt sich für Frauen mit Kindern nur schwer vereinbaren. Das betrifft nicht nur Frauen mit kleinen Kindern, sondern durchzieht ihren gesamten Lebenslauf. Das Ausmaß, in dem z.B. weibliche Erwerbstätigkeit zu geändertem

männlichen Rollenverhalten und/oder geänderten Definitionen der Männerrolle führt – etwa im Sinne eines verstärkten Engagements im familialen Bereich – ist wesentlich abhängig von der Funktion, die der Erwerbstätigkeit der Frau durch Frauen und Männer zugeschrieben wird. Wenn für Frauen weiterhin der Beruf nach wie vor der Familienrolle untergeordnet ist bleibt der Druck auf männliche Rollenstrukturen gering und damit eine Neudefinition der gesellschaftlichen Normen ebenfalls. Bislang lässt sich nicht erkennen, dass politische Interventionen dazu geführt hätten, Familienwelt und Arbeitswelt so zu kombinieren, dass Frauen nicht die Hauptlast tragen müssten. Organisatorische Rahmenbedingungen im Zusammenhang mit der Bedeutung, die in westlichen Ländern der Kindererziehung beigemessen werden, sind wichtige Indikatoren für die Entscheidung zur Familiengründung/-erweiterung bzw. den Verzicht darauf.

Literaturverzeichnis

Allmendinger, Jutta/Haarbrücker, Julia 2013: Lebensentwürfe heute. Wie junge Frauen und Männer in Deutschland leben wollen. Kommentierte Ergebnisse der Befragung 2012. Discussion Paper P 2013–002. Berlin: WZB.

Beck, Ulrich, 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne

Birg, Herwig/Koch, Helmut, 1987: Der Bevölkerungsrückgang in der Bundesrepublik Deutschland: langfristige Bevölkerungsvorausschätzungen auf der Grundlage des demographischen Kohortenmodells und der biographischen Theorie der Fertilität. FfM: campus.

Blohm, Michael/Walter, Jessica, 2011: Einstellungen zur Rolle der Frau. In: Datenreport – Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland, Band 1, S. 393 – 398. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. Brüderl, Josef/Klein, Thomas, 1991: Bildung und Familiengründung: Institutionen- versus Niveaueffekt. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Jg. 17, Heft 3, S. 323-335.

Cornelißen, Waltraud/Zerle-Elsäßer, Claudia/Bien, Walter, 2013: Das Timing der Familiengründung und dessen Folgen für Familien. In: Informationsdienst des ÖIF, April 2013, S. 1–4.

Connell, Robert W., 2006: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. 3. Aufl. Wiesbaden VS-Verlag.

Destatis 2013: Ergebnisse des Mikrozensus. Online-Veröffentlichung unter https://www.destatis.de/DE/Publikationen/STATmagazin/Bevoelkerung/2013_02/2013_02Kin dUndBeruf.html [Zugriff am 18.2.2014].

Dressel, Christian, Cornelißen, Waltraud, Wolf, Karin 2005: Vereinbarkeit von Beruf und Familie. In: Cornelißen, Waltraud (Hrsg.): 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der BRD. Online-Publikation im Auftrag des BMFSFJ und in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt. www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/genderreport/root.html [Zugriff am 18.2.2014], S. 278-356. Durkheim, Emile 1999: Über soziale Arbeitsteilung, 3. Aufl. FfM: suhrkamp.

Grunow, Dana, 2013: Zwei Schritte vor, eineinhalb Schritte zurück. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Sozialisation aus Perspektive des Lebensverlaufs. In: ZSE - Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation Schwerpunkt: Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als kulturelles Schema, hg. v. Corinna Onnen, 33. Jg., H. 4, S. 384 - 398.

Hill, Paul/Kopp, Johannes, 2012: Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. 5. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag.

Hochschild, Arlie Russell R., 2006: Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet, 2. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag.

Kaufmann, Franz Xaver, 1988: Familie und Modernität. In: Lüscher, Kurt/ Schultheis, Franz/ Wehrspaun, Michael (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie: Familiäre Lebensformen und Familienpolitik im Übergang. Konstanz: Uvk Univers.-Vlg Konstanz, S. 391-415.

Klein, Thomas/Lauterbach, Wolfgang, 1994: Bildungseinflüsse auf Heirat, die Geburt des ersten Kindes und die Erwerbsunterbrechung von Frauen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46 (2), 1994, S. 278-298.

Krack-Roberg, Elle/Krieger, Sascha/Weinmann, Julia, 2011: Lebensformen in der Bevölkerung, Kinder und Kinderbetreuung. In: Datenreport – Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland, Band 1. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 25 – 48.

Leibenstein, Harvey, 1974: An Intepretation of The Economic Theory of Fertility: Promising Path or Blind Alley? In: Journal of Economic Literature, 12, 457-479.

Luhmann, Niklas, 1987: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, 15. Aufl. FfM: suhrkamp.

Marx, Karl/ Engels, Friedrich 1848: Manifest der kommunistischen Partei. Paderborn: Voltmedia, Sonderausgabe 2005.

Mitterauer, Michael, 1979: Zur gesellschaftlichen Bewertung von Ehe und Elternschaft. Die Institution der Ehe. Forschung und Information. Schriftenreihe der Rias-Funkuniversität, Berlin: Colloquium-Vlg, S. 17-25.

Mühling, Tanja/ Rost, Harald/ Rupp, Marina/ Schulz, Florian, 2006: Kontinuität trotz Wandel: Die Bedeutung traditioneller Familienleitbilder für die Berufsverläufe von Müttern und Vätern. Weinheim, Basel: Beltz, Juventa.

Nauck, Bernhard, 1989: Individualistische Erklärungsansätze in der Familienforschung: Die rational-choice-Basis von Familienökonomie, Ressourcen- und Austauschtheorien. In: Nave-Herz, Rosemarie/ Markefka, Manfred (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd.1: Familienforschung. Berlin: Luchterhand, S. 45-62.

Nave-Herz, Rosemarie, 2002: Wandel und Kontinuität in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in Deutschland. In: Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.): Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Berlin: Luchterhand, S. 45 - 70.

Nave-Herz, Rosemarie, 1997: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, 5. Aufl. Hannover: Nds. Landeszentrale für politische Bildung.

Onnen, Corinna, 2013: Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: Zur Einführung in das Themenheft. In: ZSE Schwerpunkt: Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als kulturelles Schema, Hrsg. Corinna Onnen, 33. Jg., H. 4, S. 341 - 349.

Onnen, Corinna, 2012: If work changes to leisure time and free time becomes work. In: Lemper, Burkhard/Pawlik, Thomas/Neumann, Susanne. (Hrsg.): The Human Element in Container Shipping. FfM: Peter Lang, S. 163 – 173.

Onnen-Isemann, Corinna, 2005: Kinderlosigkeit als europäische Perspektive? In: Steinbach, Anja (Hrsg): Generatives Verhalten und Generationenbeziehungen. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 131 – 149.

Onnen-Isemann, Corinna, 2000: Wenn der Familienbildungsprozeß stockt... Eine empirische Studie über Streß und Coping-Strategien reproduktionsmedizinisch behandelter Partner. Heidelberg: Springer.

Popenoe, Paul, 1936: Motivation of childless marriages. In: Journal of Heredity, 17, 1936, S. 469-472.

Pöttsch, Olga, 2012: Geburten in Deutschland – Ausgabe 2012, Hrsg. Statistisches Bundesamt.

Schütze, Yvonne, 1992: Geburtenrückgang und Kinderwunsch. In: Volant, Elisabeth (Hrsg.): Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern. FfM: suhrkamp, S. 170-188.

Solga, Heike, Wimbauer, Christine, 2005: „Wenn zwei das Gleiche tun ...“ Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples. Wiesbaden: Stat. Bundesamt.

Steger-Mauerhofer, Hildegard, 2007: Halbe / Halbe – Utopie Geschlechterdemokratie? Wien: Milena.

Tölke, Angelika; Wirth, Heike, 2013: Der Wandel partnerschaftlicher Erwerbsarrangements und das Wohlbefinden von Müttern und Vätern in Ost- und Westdeutschland. In: ZSE Schwerpunkt: Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, Hrsg. Corinna Onnen, 33. Jg., H. 4, S. 365 – 383.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Corinna Onnen
Soziologie
Direktorin des Instituts für Sozialwissenschaften und Philosophie
Universität Vechta
Driverstraße 22
D - 49377 Vechta

Fon +49. (0) 4441.15 305 / 304 (Sek.)

Fax +49. (0) 4441.15 454

Mobil +49. (0) 162.200 4 333

E-Mail corinna.onnen@uni-vechta.de